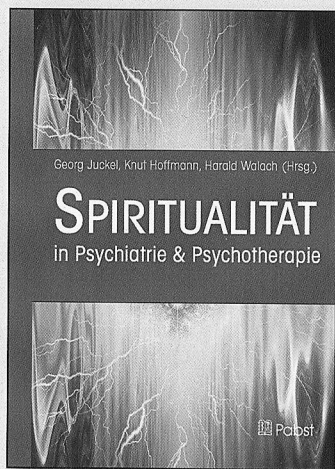


Georg Juckel, Knut Hoffmann, Harald Walach (Hrsg.)

Spiritualität in Psychiatrie & Psychotherapie



2018, 412 Seiten
ISBN 978-3-95853-382-0
Preis: 35,- €

eBook:
ISBN 978-3-95853-383-7
Preis: 15,- €
(www.ciando.com)



PABST SCIENCE PUBLISHERS
Eichengrund 28
D-49525 Lengerich
Tel. ++49 (0) 5484-308
Fax ++49 (0) 5484-550
pabst.publishers@t-online.de
www.psychologie-aktuell.com
www.pabst-publishers.de

Psychiatrie und Psychotherapie sind gemeinhin vor allem für ein rationales und empirisches Vorgehen bekannt. In der Diagnostik und Therapie psychischer Störungen folgen Behandler, meist unter Zeitdruck, festgelegten Schritten, standardisierten Tests und vorgegebenen Klassifikationen. Doch gerade in den zwischenmenschlichen Kontakten und dem Anvertrauen persönlichster Dinge gibt es auf beiden Seiten viele schwer fassbare Momente, Gefühle und Impulse, die häufig zu wichtigen Wirkfaktoren einer gelingenden Behandlung werden können.

Spiritualität und Religiosität mögen hier mitschwingen oder dominieren – ob auf Seiten der Patienten oder Therapeuten, ob als kulturelle Grundlage, diffuser Glaube oder zentraler Lebensinhalt. Vor diesem Hintergrund haben Georg Juckel, Knut Hoffmann und Harald Walach Beiträge zusammengestellt, die auf dem Boden des Christentums, des Islam, des Judentums und des Buddhismus relevante therapeutische Ressourcen detailliert beschreiben. Zudem werden die Bereiche der Krankenhausesorge, sogenannte „außergewöhnliche Erfahrungen“, sinngebende Therapieverfahren, „Spiritualität für Atheisten“ und weitere Inhalte aus dem Themenkreis der Spiritualität aufgegriffen.

Die Beschäftigung mit Spiritualität und Religiosität in der psychotherapeutischen und psychiatrischen Praxis eignet sich einerseits zur konstruktiven Selbstreflexion – und stellt andererseits ein erweitertes, vertieftes, solides Handlungsrepertoire zur Verfügung. Patienten sind wesentlich häufiger für Spiritualität oder Religiosität affin, als viele Therapeuten vermuten. Das vorliegende Buch will dazu anleiten, bisher vernachlässigte Potentiale zu nutzen und religiös-spirituelle Therapieressourcen zu aktivieren.

PSYCHOLOGIE & GESELLSCHAFTSKRITIK

Jahrgang

Nr. 165

Heft 1-2018

FEMINISTISCHE



PSYCHOTHERAPIE

Barbara Grubner Was ist Feminismus? Wissenswertes über einen unruhestiftenden Begriff
Esther Hutfless Jenseits der Binarität – Psychoanalyse und Queer Theory
Nora Ruck, Vera Luckgei & Lisa Wanner Zwischen Aktivismus und Akademisierung. Zur Bedingung der Möglichkeit feministischer Psychologie und Psychotherapie
Brigitte Schigl Psychotherapie- und feministische Wissenschaft – eine notwendige Verknüpfung
Bettina Zehetner Woran erkenne ich feministische Therapie?



PABST SCIENCE PUBLISHERS

Bettina Zehetner

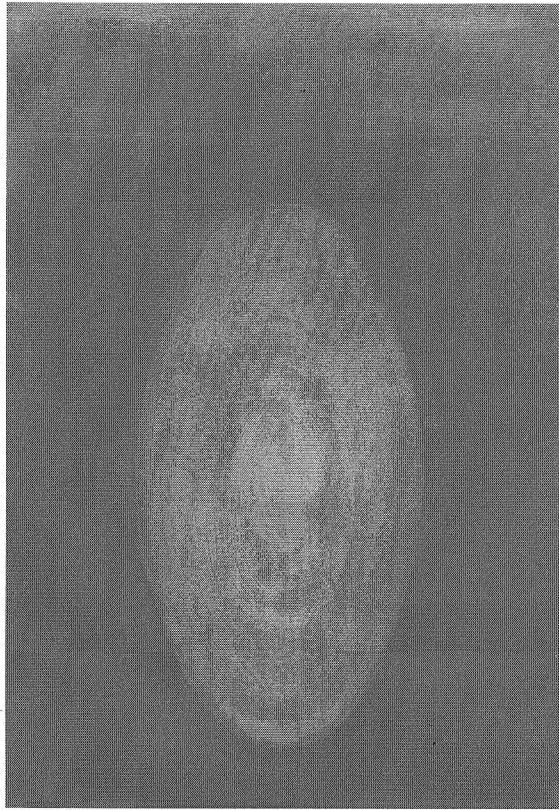
Woran erkenne ich feministische Therapie?

Feministische Psychotherapie ist zu erkennen an einer emanzipatorischen, offenen Haltung des/der Therapeut_in zum Thema Geschlecht: Weiblichkeiten und Männlichkeiten* werden als Orte vielfältiger Entwicklungsmöglichkeiten jenseits der binären Beschränkung des Entweder-Oder in den Blick genommen. Ziel feministischer Psychotherapie ist die Erweiterung von Ausdrucks- und Handlungsfähigkeit für alle Geschlechter. Der Artikel thematisiert aktuelle gesellschaftliche Rahmenbedingungen für Psychotherapie im Spannungsfeld zwischen Emanzipation und Normalisierung.*

Schlüsselbegriffe: feministische Beratung, feministische Psychotherapie, Verbindung von feministischer Theorie und Praxis

Therapie als ›Kulturkritik‹ ist so nicht nur eine Reparaturwerkstatt für akute Störungen und Fehler, nicht ein punktuelles Krisenprogramm; denn das *ganze* Leben ist akut gestört. Therapien wollen so auch nicht nur Fürsorgestationen seelischen Elends sein, sondern Aufklärungsräume, Gegenentwürfe, Kritikentwürfe (Thürmer-Rohr, 1986, S. 113).

Feministische Psychotherapie ist zu erkennen an der Haltung des/der Therapeut_in zum Thema Geschlecht: nicht-normierend und beschränkend, sondern emanzipatorisch, offen. Diese Haltung ist zu erkennen an der Reflexion der eigenen Geschlechterrolle und Identität, der Reflexion der eigenen verinnerlichten Normen, Werthaltungen und (Ideal-) Bilder von Männlichkeit* und Weiblichkeit*, an der Auseinandersetzung mit dem komplexen Thema Geschlecht/gender – besonders in gesellschaftlicher und politischer Hinsicht – und einem Bewusstsein für die vielfältigen Wirkungen der Kategorie Geschlecht sowie der Verwendung der Katego-



rie Geschlecht als Analysekategorie und nicht zur Festschreibung von Differenzen.

Diese Haltung kann sich in der Therapie auf vielfältige Weise realisieren: in einer Sensibilität für das Thema Gewalt im sozialen Nahraum; in Fachwissen über Auswirkungen von Gewalt – struktureller Gewalt ebenso wie Gewalt in Beziehungen und in der Familie; in Fachwissen über geschlechtsspezifische Sozialisation und ökonomische Verhältnisse; in einem kritischen Bewusstsein für geschlechtsspezifische Bewertungen von Verhalten und Eigenschaften (z. B. Doppelstandards, vgl. Broverman et al., 1970), etwa darüber, was als ›unweiblich/unmännlich‹, störend oder auffällig gilt oder welche Eigenschaften bei welchem Geschlecht als aggressiv kodiert werden (›Rabenmutter‹, ›Karrierefrau‹); in geschlechtergerechter Sprache – Sprache ist unser Medium und unser Instrument; in einer offenen Haltung zum Thema Schwangerschaftsabbruch für Frauen in Entscheidungskonflikten; oder auch in vielleicht ungewöhnlichen Fragen wie »Wer wäscht bei Ihnen zuhause die Wäsche?«, um Selbstverständlichkeiten zu verlernen.

In den letzten Jahren kommen Frauen häufig mit der Frage »Bin ich normal? Bin ich ›richtig‹ als Frau, als Mutter, als Ehefrau/Partnerin?« zu mir in die Beratungsstelle. Diese Frage bzw. dieser Verdacht, nicht richtig zu sein, nicht zu genügen, verweist auf den Druck bzw. auf den Imperativ zur Selbstoptimierung, unter dem Frauen mit der Verpflichtung der beständigen Arbeit an sich selbst stehen. Dieser Druck und das Gefühl des Nicht-Entsprechens in Bezug auf all die widersprüchlichen Normen und Anforderungen an Frauen bringt Vereinzelung hervor. Die Idee einer frauenspezifischen oder feministischen Psychotherapie entstand im Kontext der Zweiten Frauenbewegung, die auch die Gefahren von Psychotherapie als Instrument der Funktionalisierung von Frauen thematisierte, als bloßes Kreisen um sich selbst, als Beruhigung, um sie von Forderungen nach realpolitischen Veränderungen abzulenken. Christina Thürmer-Rohr kritisierte die ›Neue Heimat Therapie‹ als eskapistisches Beschäftigungsprojekt von und für Frauen und forderte stattdessen dazu auf, sich aus der »Gewohnheit des falschen Echos« zu lösen (Thürmer-Rohr, 1986, S. 113). Basierend auf dieser Kritik wurden Ansätze für eine spezi-

ell frauenorientierte Beratung und Psychotherapie entwickelt, die sich auf eine feministische Theorie beziehen und sich in einer feministischen Praxis äußern. Daraus ergibt sich meine Frage zur aktuellen gesellschaftspolitischen Situation: Wie kann eine feministische Haltung Psychotherapeut_innen davor bewahren, als gesellschaftliches Normierungs-/Normalisierungsinstrument zu wirken?

Ich verbinde im folgenden Text feministische Theorie mit meiner psychosozialen Beratungspraxis in der Frauen- und Familienberatungsstelle *Frauen* beraten Frauen**. Institut für frauenspezifische Sozialforschung in Wien. Dabei nehme ich neben der Einzelarbeit auch das emanzipatorische Potenzial von Frauengruppen als Gegenmittel gegen die Individualisierung sozialer Problemlagen in den Blick.

Feministische Psychotherapie heute – gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Die Ökonomisierung durchdringt zunehmend alle Lebensbereiche, die ›Technologien des Selbst‹ (vgl. Foucault, 1993, 2000) beinhalten den Imperativ des ›unternehmerischen Selbst‹ (vgl. Bröckling, 2007), das sich in allen Lebenslagen kreativ, flexibel, eigenverantwortlich, risikobewusst und kundenorientiert verhält. Unsere aktuelle gesellschaftliche Situation ist gekennzeichnet durch eine Politik der Desartikulation von Geschlechterungleichheit. Angeblich haben wir den Feminismus nicht mehr nötig. Die propagierte rhetorische Gleichheit verschleiert die tatsächlichen Hierarchien – Angelika Wetterer spricht von der bloß rhetorischen Modernisierung der Geschlechterverhältnisse (vgl. Wetterer, 2003). Einer erstaunlich stabilen Geschlechterordnung stehen immer flexiblere Geschlechterrollen gegenüber. Gut bezahlte und unbezahlte Arbeit sind nach wie vor sehr ungleich zwischen Frauen und Männern verteilt. An Frauen werden neue Ansprüche gestellt (unbedingte Flexibilität am Arbeitsmarkt, ein unternehmerisches Selbst sein) – jedoch wird stillschweigend vorausgesetzt, dass sie weiterhin die unbezahlte Sorgearbeit übernehmen (trotz einkommensabhängigem Kinderbetreuungsgeld waren 2015 in Österreich nicht einmal 5% aller Väter in Elternkarenz, der

Anteil ist zwar gestiegen, bei den meisten handelt es sich jedoch um 1 bis 3 Monate Väterkarenz, bevorzugt in den Sommerferien). Das ›Private‹ ist durch und durch politisch. Die gegenwärtige Kapitalisierung des Feminismus stabilisiert also durch eine Politik der De-Thematisierung von Geschlecht eine traditionelle Geschlechterordnung.

Eine Art geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung betrifft auch die Gefühle. ›Gefühlsarbeit‹ scheint immer noch Frauenarbeit zu sein: zuhören, ernstnehmen, ermutigen, bestärken, bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit betreuen und vieles mehr. Ebenso gilt dies für die Arbeit an der Beziehung: Die Frau begibt sich in Therapie, nicht der Mann, die Frau ›hat‹ das Problem, sie fühlt sich häufig allein verantwortlich für die Beziehung und ihr Gelingen. Der Druck steigt auch durch den neoliberalen Mythos, Glück und Gesundheit sei ein Produkt persönlicher Leistung. Nichtentsprechen wird als persönliches Versagen erlebt: »Mit mir stimmt etwas nicht, ich schaffe das alles nicht mehr«. Die *work-life-balance* erscheint als individuelle Herausforderung, die strukturellen Bedingungen werden kaum thematisiert und Geschlecht wird nicht mehr als kollektive Problemlage begriffen. Es erscheint als Kränkung des freien, aufgeklärten Subjekts, von struktureller Diskriminierung betroffen zu sein, für die es keine individuellen Lösungen gibt – keine will ein Opfer sein.

Dennoch und umso dringlicher: Die Basis feministischer Psychotherapie ist eine gesellschaftskritische Haltung. Sie setzt der Pathologisierung von Frauen die Politisierung individueller Problemlagen entgegen. Politisierung bedeutet, die eigene Lebenssituation als Teil einer bestimmten gesellschaftlichen Situation wahrzunehmen und sie damit nicht als schicksalhaft, sondern als veränderbar und gestaltbar zu begreifen (vgl. Appel, 2004, S. 192). Feministische Psychotherapie ist dementsprechend kein Rückzug in die Innerlichkeit, keine Nabelschau. Das Benennen der gesellschaftlichen Bedingungen von Problemen und Erkrankungen entlastet und bietet die Möglichkeit, der Vereinzelung und Selbstbeschuldigung, dem Gefühl von persönlichem Versagen zu entkommen.

Eine feministische Haltung stellt die Dichotomie Gesundheit/Krankheit in Frage: Krank macht die Anpassung an überfordernde Verhältnisse und widersprüchliche Rollenerwartungen. Krankheit als Verweigerung

von Anpassung kann dagegen ein Zeichen psychischer Gesundheit sein. Krankheit und Geschlecht sind in ihrer normativen Dimension eng miteinander verknüpft. Geschlechterdifferenz wird auch in der Gestaltung von Krankheit hergestellt. In Krankheitsbildern, ihrer Interpretation und Behandlung werden Geschlechternormen inszeniert. Geschlechtsspezifische Krankheitsformen beinhalten kritisches Potenzial, indem sie das Leiden an Geschlechternormen demonstrieren (vgl. Zehetner, 2012), etwa die geschlechtsspezifisch stark unterschiedliche Diagnosehäufigkeiten für Depression oder für Angst- und Suchterkrankungen.

Genderspezifisches Wissen und genderkritische Kompetenz muss darum in die psychotherapeutischen und medizinischen Ausbildungen integriert werden. Der Körper als Austragungsort gesellschaftlicher Machtverhältnisse ist auch eine relevante Perspektive für die Medizin. Gefordert ist eine Transformation des schulmedizinischen Modells: Das Einbeziehen gesellschaftlicher und kultureller Entstehungsbedingungen von Erkrankungen sowie die Erweiterung individuums- und familienzentrierter Therapiekonzepte um die soziale Dimension der Normen von Gesundheit und Krankheit, Weiblichkeit und Männlichkeit.

Feministische Psychotherapie muss sich des gesellschaftspolitischen *backlashs* bewusst sein, des Risikos, vereinnahmt zu werden als Instrument der Krisenentschärfung und Maschine permanenter Selbstoptimierung, um den Anforderungen des Marktes noch besser zu genügen; sie muss sich all dieser Strategien der Vereinzelung als Entpolitisierung bewusst sein. Eine Klientin meinte verzweifelt: »Ich schaff's nicht, meinen Mann dazu zu bringen, seinen Anteil an der Hausarbeit und Kinderbetreuung zu übernehmen.« Hier zeigt sich eine paradoxe Verantwortungsübernahme: Sie versteht sich selbst als Feministin und glaubt, darum noch strenger zu sich selbst sein zu müssen. Von vielen wird es auch als noch beschämender erlebt, »als Feministin« Gewalt durch den Partner zu erleben und sich nicht gleich trennen zu können. Dabei ist eine problematische Bedeutungsverschiebung zu beobachten: Die neoliberale »Pflicht« zur Selbstverwirklichung, Autonomie und Authentizität widerspricht durch die Überführung dieser Kategorien in Marktförmigkeit der emanzipatorischen Intention der Frauenbewegung. Hier ist eine Extrak-

tion der Begriffe aus dem Entstehungskontext festzustellen, die Vereinnahmung eines flexibilisierten Gender zur noch besseren Verwertung des »Humankapitals« beider Geschlechter (vgl. McRobbie, 2010; Klinger, 2014): Wertschöpfung durch Wertschätzung.

Aus der Theorieperspektive Foucaults lässt sich Psychotherapie als eine »Technologie des Selbst« beschreiben (vgl. Foucault, 1993, 2000). Ähnlich wie die Beichte kann die Psychotherapie eine Arena für die Produktion von Subjektivität und Gouvernementalität als flexible Selbststeuerung darstellen. Selbstwirksamkeitserwartung (*self-efficacy*), Kontrollüberzeugung und Widerstandsfähigkeit (*hardiness, Resilienz*) sollen gestärkt werden. Die Konzepte von Empowerment und Hilfe zur Selbsthilfe sind jedoch selbst in Machtverhältnisse eingebunden und können als Instrument zur Selbstoptimierung im Sinne möglichst lückenloser Funktionalität eingesetzt werden, alternativ jedoch auch zur Entwicklung individueller Maßstäbe außerhalb der Leistungsnorm.

Feministische Psychotherapie muss daher unter allen Umständen ihr gesellschaftskritisches Potenzial bewahren. Die therapeutische Haltung muss kritisch bleiben gegenüber den aktuellen Ansprüchen an Flexibilität, Selbstvermarktung, Geschwindigkeit und Effizienz – auch und gerade dann, wenn viele Klientinnen mit dem Anspruch kommen, möglichst schnell »wieder zu funktionieren«: »Die Außenwelt ist ja innen immer stark vertreten und versucht, eine gegen sich selbst zu regieren« (Streuwitz, 2014, S. 19). Feministische Psychotherapie will Raum für Reflexion bieten. Sie will Normen in ihrer Selbstverständlichkeit in Frage stellen und sie verhandelbar machen – einen Raum für eigenwillige Aneignungsmöglichkeiten eröffnen: »Normen nicht als Normalisierungsinstrumente, sondern als gemeinsame Orte kontinuierlicher politischer Arbeit« (Butler, 2009, S. 366).

Parteilichkeit und Politik

Der Begriff »Parteilichkeit« steht in der Tradition dialektischer Wissenschaftskritik in den Sozialwissenschaften und bezieht sich ursprünglich auf das »erkenntnisleitende Interesse der Forschenden und ihren gesell-

schaftlichen Standort« (Sickendiek, 2007, S. 773), also die politische Komponente wissenschaftlicher Aussagen. Parteilichkeit bedeutet bewusste und explizite Positionalität, denn jedes Wissen ist situiert durch die Position der Sprechenden (mein sozialer und kultureller Hintergrund: Wie nehme ich wahr, Wie bewerte ich?). Es gibt keinen Blick von einer Position »außerhalb« des Systems, darum ist es notwendig, den eigenen Forschungshintergrund und das eigene Forschungsinteresse offenzulegen. Die Behauptung von »Objektivität« oder »Neutralität« ist dagegen häufig ein Absolutsetzen einer partikularen Position als universal gültig, das Verschleiern der tatsächlichen Interessengeleitetheit. In der westlichen Philosophiegeschichte wurde lange Zeit Mann mit Mensch gleichgesetzt, Olympe de Gouges wurde geköpft für die Verfassung ihrer *Déclaration des droits des femmes et citoyennes*, ähnlich verhält es sich in der Diskussion um gendergerechte Sprache heute: Das »generische Maskulinum« soll alle/s umfassen bzw. »mitmeinen«.

Die Probleme der Klient_innen, die zu uns kommen, sind nie ausschließlich individuelle Probleme, sondern immer Teil gesellschaftlicher Verhältnisse.

Wenn Psychotherapie die ungleichen Bedingungen im Leben von Frauen und Männern ignoriert, so besteht die Gefahr, dass sie zum Herrschaftsinstrument wird. Ein Instrument, das vorgibt, scheinbar objektiv und wertneutral zu behandeln, in Wahrheit aber eine systemstabilisierende Funktion erfüllt und Strukturen der Ungleichheit verfestigt (vgl. Zehetner, 2010). Parteilichkeit ist also eine dezidiert politische Gegenstrategie gegen einen scheinbar neutralen Standpunkt, der durch die Verschleierung von diskriminierenden Strukturen diese fortführt und festschreibt (z. B. durch die Behauptung, Gewalt durch den Partner wäre nur ein momentanes Machtungleichgewicht, die Frau könnte ja jederzeit einfach gehen). Parteilichkeit ist mehr als bloße Anwaltschaft, sie ist eine herrschaftskritische Position und thematisiert Machtverhältnisse. Bei Gewalt durch den Partner/ die Partnerin entlastet eine klare parteiliche Haltung, indem sie den Rechtfertigungsdruck mindert (Selbstbeschuldigungen wie: »Was habe ich getan/ nicht getan, dass es dazu gekommen ist?«) und neue Handlungsfähigkeit freisetzt. Reflektierte oder differen-

zierte Parteilichkeit bedeutet, nicht jedes Ziel fraglos zu übernehmen, sondern ein glaubwürdiges und auch kritisches Gegenüber für die Ratsuchende zu sein.

Allerdings: Frausein allein ist kein Programm, es ist die theoretische und praktische Auseinandersetzung mit Themen, die Frauen* in besonderer Weise betreffen können, die eine feministische Haltung ausmacht. Dieser Auseinandersetzung können – und sollen – sich selbstverständlich auch Männer stellen. Das Wissen über die Folgen von Gewalt und die Einstellung gegenüber Gewalt sind nicht geschlechtsgebunden. Als Frau* zu leben und Erfahrungen als Frau in dieser Gesellschaft zu machen, bleibt als Frauen* adressierten Personen vorbehalten. Es ist jedoch keine Bedingung für gute Psychotherapie, die gleiche Erfahrung wie die Klientin oder der Klient gemacht zu haben. Die Differenzen zwischen Frauen können durchaus größer sein als die Differenz zwischen einer (weiblichen) Klientin und einem (männlichen) Therapeuten. In diesem Sinne halte ich feministische Psychotherapie auch von und für Männer sinnvoll, die ihr Denken und Handeln nicht länger von hegemonialen – nicht selten einschränkenden und krankmachenden – Männlichkeitsnormen bestimmen lassen wollen.

Herausforderungen einer Trennungsbewältigung – Fallgeschichte Frau Baum

Maria Baum, 36, Sozialpädagogin, kommt zur Beratung, um sich Unterstützung bei der Trennung von ihrem gewalttätigen Lebensgefährten zu holen. Der Anlass, gerade jetzt eine Beratung in Anspruch zu nehmen, ist noch sichtbar: Würgemale am Hals und ein Hämatom am Kinn. »Ich weiß, dass mich diese Beziehung krank macht. Ich will mich trennen, aber ich schaff's einfach nicht.« Sie wirkt gehetzt und angespannt. Hinter der Fassade des selbstsicheren Auftretens werden tiefe Verletztheit und Erschöpfung spürbar. Mehrmals weist Frau Baum darauf hin, dass sie selbst im Sozialbereich tätig ist und deshalb um die Dynamik von Gewaltbeziehungen weiß: »Ich hab das ja alles in der Ausbildung gelernt – aber dieses Wissen hilft mir nicht, meine Gefühle in den Griff zu krie-

gen.« Was Frau Baum hält, ist die Sehnsucht nach Geborgenheit und ihre große Angst vor Einsamkeit. Sie präsentiert sich sehr reflektiert, quasi als Kollegin und geißelt sich mit Selbstvorwürfen: »Wie kann ich mir das antun lassen? Ich bin doch eine emanzipierte Frau, finanziell unabhängig, kann mich in meinem Job gut durchsetzen...« Die Spannung zwischen ihrer öffentlichen selbstbewussten und erfolgreichen Seite und ihrer emotionalen Bedürftigkeit im privaten Bereich macht ihr schwer zu schaffen: »Bei meinem Freund werde ich zum kleinen Mädchen – und ich schäme mich so dafür.« Die unbewusste Dynamik besteht darin, dass sie sich für ihre verhasste Bedürftigkeit, die sie verletzlich und angreifbar macht, »bestrafen« lässt.

Die Ausgangssituation zwischen Frau Baum und ihrem Lebensgefährten ist eine nicht-traditionelle Machtkonstellation: Sie verfügt aufgrund ihrer besseren Ausbildung über ein deutlich höheres Einkommen als ihr Partner. Dieser arbeitet aufgrund depressiver Episoden nur sporadisch und lässt sich weitgehend von ihr versorgen. Frau Baum macht ihren Partner zu ihrem »Projekt«, bemuttert ihn, will ihm das bieten, was sie selbst vermisst (hat): Geborgenheit und Sich-aufgehoben-Fühlen; sie will ihn durch ihre Liebe und Fürsorge von seinen Depressionen befreien. In einer destruktiven Wiederholungsdynamik sucht Frau Baum ihr Bedürfnis nach harmonischer Einheit mit einem Partner zu erfüllen, der ihr gerade das nicht geben kann, den sie aber dahingehend verändern will. Der andere wird für sie zum Beschäftigungsprogramm, zum Rettungsprojekt und zum Ersatz für eigenes Leben: »Ich kann nicht allein sein, Alleinsein macht mir schreckliche Angst.«

»Er hat mir gesagt: ich bin deine Familie.« Dieser Satz hat aufgrund ihres Wunsches nach symbiotischer Verschmelzung extrem starke Verführungskraft – trotz der Erfahrung des Beschimpft- und Verletztwerdens. Frau Baum leidet an ihrem inneren Idealbild von Familie und Partnerschaft – ihre Phantasien davon enthalten alle Sehnsüchte, die bisher nicht gestillt wurden und von illusionären medialen Suggestionen täglich genährt werden. Die überhöhten, mit dem tonnenschweren Gewicht der Perfektion erdrückenden Ansprüche an sich selbst und den anderen, die Einheit und Harmonie der Beziehung können nur an der Realität zerbre-

chen, Enttäuschung und Scheitern bewirken. Frau Baum fühlt sich taub und abgestumpft. Aufgrund der Scham über das Zulassen der Beschimpfungen und Demütigungen zieht sie sich von ihrem Freundeskreis zurück. Ihre beste Freundin, der sie als einziger von der Gewalt in ihrer Beziehung erzählt, hält dieses Wissen nicht mehr aus: »Erzähl mir erst wieder etwas, wenn du dich getrennt hast.« Diese Enttäuschung erhöht den Leidensdruck zusätzlich.

An einem besonders schlimmen Abend holt die Nachbarin die Polizei und diese weist den Lebensgefährten aus Frau Baums Wohnung. »Ich habe mich gegen den Angriff meines Lebensgefährten gewehrt und deswegen große Schuldgefühle«. Ihre Frage: »Darf ich mich wehren?« berührt ihre stark angstbesetzten eigenen Aggressionen. Sie erlebte als Kind die Wutausbrüche ihres cholерischen Vaters als extrem destruktiv und beschreibt ihre emotionale Reaktion als »eine Art Erstarrungsreflex, unfähig dem Gewitter etwas entgegenzusetzen«. In einer solchen Situation des Angegriffenwerdens ist sie ausschließlich bemüht, den Angreifer zu beruhigen, anstatt sich selbst wahrzunehmen und den eigenen Zorn zum Ausdruck zu bringen. Um den Preis des eigenen Selbstwerts und der Gesundheit erträgt sie Demütigungen und Angriffe, nur um die Nähe der Beziehung nicht zu gefährden. Ihre eigenen aggressiven Regungen sind für sie stark angstbesetzt, sie hat das Bild, diese würden sie, sobald sie sie auch nur in geringem Maße zuließe, überwältigen und nicht wiedergutzumachenden Schaden anrichten. Eine wesentliche Aufgabe der Beratung besteht im Bewusstmachen dieser Entstehungsgeschichte und der Annäherung an einen konstruktiven Umgang mit ihren eigenen Aggressionen.

Frau Baum kennt ihre Rechte im Rahmen des Gewaltschutzgesetzes, kann diese jedoch noch nicht für sich in Anspruch nehmen. Sie übernimmt die Verantwortung für die Tat ihres Partners sowie für sein ganzes Leben (»Wegweisung? Ich will ihm doch nicht schaden. Wo soll er denn wohnen? Er schafft's nicht ohne mich.«). Als er droht, sich etwas anzutun und zum wiederholten Male verspricht, sich zu ändern, nimmt sie ihn wieder in ihrer Wohnung auf, schämt sich jedoch für ihren Rückzieher. Nach zwei Wochen Ruhe schlägt er sie im Streit wieder. Langsam beginnt sie, neben ihrer Trauer auch ihre Wut zu spüren, die sie nach wie

vor als sehr bedrohlich erlebt. Im dritten Anlauf schafft Frau Baum die räumliche Trennung und übernimmt Verantwortung für ihr Leben, nicht mehr für seines. In einem schmerzhaften Prozess gelingt es ihr, die Unrealisierbarkeit ihrer »Realitäts-Killer-Ideale«, wie sie sie nennt, anzuerkennen und diese in weniger überfordernde, lebbare Ziele zu verwandeln.

Im Sinne einer feministischen Therapie heißt hier nicht zuletzt, dass ich als Beraterin ihre Ent-Täuschung mit ihr trage, für halte sie das langfristig befreiende Potenzial dieser schmerzhaften Erfahrung präsent halte und ihr Sich-wieder-Öffnen für neue Beziehungen, die Entwicklung eines nicht mehr blinden, sondern erfahrungsbasierten Vertrauens als Grundlage neuer Kompetenzen der Beziehungsgestaltung unterstütze. Viele Klientinnen berichten mir von der Erfahrung, nicht ernst genommen zu werden, wenn sie über ihre Gewalterfahrungen erzählen. Insofern das Verharmlosen derartiger Übergriffe noch immer so gängig ist, ist das eindeutige Benennen und Präsenhalten von psychischer, sexualisierter und ökonomischer Gewalt hier gerade aus feministischer Perspektive von besonderer Relevanz.

Performativität von Geschlecht – Lernen, sich neu zu erzählen

In therapeutischen Prozessen wird Geschlecht performativ hergestellt durch Sprech- und Erzählweisen. Psychotherapie bietet die Möglichkeit, sich anders und neu zu erzählen, etwa die verändernde Wiederholung von Idealen oder (Selbst-) Definitionen: »Frau«/»Weiblichkeit«, »Mann«/»Männlichkeit«, »Familie«, »Partnerschaft«, »Ehe«, »Muttersein«, »Vatersein«, ideale Beziehung. Hier bietet eine Haltung des »offenen Gender« (vgl. Grubner, 2014) als Ort von Unabgeschlossenheit emanzipatorisches Potenzial. Es gibt nicht »die eine Wahrheit des Geschlechts« (vgl. Thürmer-Rohr, 2008), sondern wir bringen Männlichkeit und Weiblichkeit beständig sprachlich und performativ, in sozialer Interaktion, hervor. Geschlecht ist somit immer in Bewegung und könnte jeweils auch anders gelebt werden. An dieser Instabilität und Uneindeutigkeit, an diesem

Prozess der Hervorbringung, anzusetzen, bietet neue Gestaltungsmöglichkeiten.

»Lernen, sich zu erzählen, bedeutet auch: lernen, sich anders zu erzählen« (Ricoeur, 2006, S. 134), also auch immer wieder Neu-Konstruktionen von Identitäten als Frau in unterschiedlichen Lebensbereichen oder -phasen, etwa die Neuerzählung der »heilen« Zwei-Eltern-Kind-Familie nach einer Trennung oder wenn eine Frau ihre Identität durch einen unerfüllten Kinderwunsch in Frage stellt und sie nach anderen Lebensentwürfen sucht. Wer bestimmt die Norm, wie könnte das Ideal anders, lebbärer aussehen?

Eine stabile, abgeschlossene Identität ist ohnehin niemals möglich, stattdessen arbeiten wir beständig an ihrer Konstruktion. Die Heterogenität und Veränderlichkeit von Identitäten ist im Sinne der Offenheit für Entwicklungen im Blick zu behalten. Die Geschlechterdichotomie des Entweder-Oder in Bewegung zu bringen, anstatt reduktionistisch zu polarisieren, kann dabei einen Freiheitsgewinn für alle bedeuten. Dies anzuerkennen und sich im therapeutischen Prozess darauf einzulassen kann ein Kennzeichen feministischer Psychotherapie sein: Vielfalt statt Entweder-Oder, hier knüpfen auch die queeren Konzepte an.

Im Sinne des performativen Ansatzes können wir unsere Weiblichkeit und Männlichkeit nicht nicht aufführen, wir können diese Aufführung jedoch vielfältiger und eigenwilliger gestalten – dazu kann feministische Psychotherapie beitragen. Geschlechternormen begründen uns als menschliche Subjekte in unserer Wahrnehmbarkeit und Anerkennbarkeit und werden damit existenziell wirksam. In unserer Kultur ist es nicht möglich, keines von beiden, nicht Mann, nicht Frau oder beides, Frau und Mann zu sein, wenn ich als »gesundes« Subjekt ernst genommen werden will. Normen wirken also paradox: Sie ermöglichen und begrenzen uns im Prozess der »Subjektivation«, der (Selbst-)Unterwerfung, im Wechselspiel von Autonomie und Abhängigkeit, Eingebettetsein in Strukturen und individueller Handlungsfähigkeit. Subjektivation ist eine Art von Macht, die nicht einseitig beherrschend auf ein gegebenes Individuum einwirkt, sondern das Subjekt erst formt und aktiviert durch Praktiken wie Kontrolle, Beichte, Geständnis – oder auch Psychotherapie.

Durch Regulierung und Normalisierung konstituieren wir anerkannte Identitäten, vor allem auch Geschlechtsidentitäten. Eine ›richtige Frau‹, ein ›richtiger Mann‹, ein intelligibles Subjekt, das durch das normative Ideal konstituiert wird, wird um den Preis dessen hervorgebracht, was sich der normativen Forderung entzieht und damit unbewusst bleibt. Dieses Unbewusste reicht über die Forderung einer einheitlichen Identität hinaus und bleibt als Verworfenes, als eine Art Schatten, eine das Subjekt definierende Negativität weiter bestehen.

Das subversive Potenzial der Geschlechterparodie

Die Verinnerlichung sozialer Normen ist kein geradliniger Prozess der einfachen Abbildung oder Internalisierung. Normen können nur durch – keineswegs immer bewusst erfolgende – Interpretationsprozesse wirksam werden. Normen sind wirkmächtig und konstituieren uns als geschlechtliche Subjekte, indem sie uns in bestimmte Bahnen lenken, etwa durch das Versprechen gesellschaftlicher Anerkennung (oder die Drohung des Entzugs derselben, z. B. durch das Recht oder die Medizin). Normen determinieren uns jedoch nicht, sondern sind für ihre Verkörperung angewiesen auf unsere beständige Wiederholung und somit offen für Aneignung und Neuinterpretation. Transformation vollzieht sich also durch Wiederholung, Aneignung und Bedeutungsverschiebung (Resignifizierung) von Normen, die unser Handeln leiten (vgl. Butler, 2009). Performativität ist die Grundverfasstheit unserer Geschlechter. Die auffälligste Variante stellt die Geschlechterparodie im *drag* dar, die bewusste Inszenierung von ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹, wobei durch die Übertreibung der ›ganz normale‹ Prozess der Herstellung sichtbar wird (vgl. Butler, 1991). Geschlechtliche Identität ist die permanente Nachahmung eines Ideals der Eindeutigkeit, die das jeweils ›Anderer‹ ausschließt. Die Geschlechterparodie legt diese Imitationsstruktur offen und ent-naturalisiert sie dadurch. Mit der Arbeit an der Herstellung weiblicher/männlicher Identität führt sie deren Kontingenz und Veränderbarkeit vor. Es gibt kein ›Original‹ hinter der Kopie. Es gibt kein ›Außerhalb‹ dieses ernstesten sozialen Spiels auf dieser Bühne. Wir können unsere

Weiblichkeit und Männlichkeit nicht nicht aufführen, wir können diese Aufführung jedoch vielfältiger und eigenwilliger gestalten. Die Parodie vervielfältigt Bedeutungen und imaginiert die Möglichkeit zukünftigen Andersseins. Die bewusste Parodie von Geschlechternormen kann auch in der psychosozialen Beratungspraxis zur Erweiterung von Handlungsspielräumen genützt werden – eine Methode mit lustvollem Potenzial. Zur Veranschaulichung kann eine Szene aus der psychosozialen Beratung dienen, in der die parodistische Darstellung weiblicher Schwäche dazu führt, Geschlechterklischees zu verschieben:

Das Setting ist eine Gesprächsgruppe für Frauen in Trennung. Frau Palme berichtet von einer Situation, in der sie sich ihrem Mann unterlegen gefühlt hat. Sie stellt ihn stark und übermächtig dar. Sie erzählt leidenschaftlich und eloquent, wie sie sich ihm rhetorisch unterlegen fühlt und bei ihm ›nichts zu sagen hat‹. Sie nimmt sich viel Raum für ihre Schilderung und lässt sich auch nicht von den anderen unterbrechen. Sie dominiert dabei mit ihrer lauten und ausführlichen Erzählung die gesamte Gruppe. Aufgrund ihrer starken Präsenz erscheint sie in der Rolle als ›schwache, handlungsunfähige Frau‹ unglaubwürdig und irritierend. Sie hat offensichtlich große Lust am dramatischen Erzählen, bis alle Teilnehmerinnen und sie selbst in Lachen ausbrechen.

Die Gruppe arbeitet zwei parallele Strategien in Frau Palmes Verhalten heraus: Verschleierung ihrer Stärke und Vortäuschung ihrer Schwäche. Sie zeigt ihrem Mann (und ihren Söhnen) ihre schwache Seite und verbirgt ihre Stärke, um nicht in den Konflikt zu gehen. Sie scheut die Konfrontation, sich mit einer anderen Meinung als seiner zu positionieren. Frau Palme verkörpert die Widersprüche weiblicher Subjektivität in einer patriarchal strukturierten Beziehung und ihrem völlig anderen Verhalten in der Frauengruppe und in ihrem Beruf. ›Öffentlichkeit‹ und ›Privatheit‹ erfordern einander entgegengesetzte Eigenschaften. Die Dramatik der Selbstdarstellung ermöglicht, Fallen der betreffenden Rollenverteilung zu erkennen und die Perspektive zu entwickeln: es ist möglich, sich innerhalb der Paarbeziehung und der Familie nicht gelebte Verhaltensweisen und Kompetenzen wieder anzueignen – Kompetenzen, die

Frau Palme in der Gruppe sowie in ihrem Berufsleben (mittleres Management) sehr klar realisiert.

Einige Gruppenteilnehmerinnen imaginierten die von ihr beschriebene Szene des übermächtigen Ehemannes auf neue Weise, indem sie Frau Palme die Perspektive anboten: »Du gibst ihm diese Macht. Wie tust du das? Wie könntest du ihm diese Macht nicht mehr geben, dich selbst stärken?« Nach anfänglicher Irritation wurde Frau Palme sehr nachdenklich, etwas verzagt meinte sie: »Es braucht wirklich viel Mut, aus gewohnten Rollen auszubrechen. Ich weiß nicht, wie ich das schaffen soll.« Im weiteren Verlauf der Gruppe wurde die Frage »Wem gebe ich Macht über mich?« immer wieder aufgegriffen und auf unterschiedliche Weise beleuchtet. Durchaus kritisch reflektieren die teilnehmenden Frauen die Täter-Opfer-Dynamik, indem sie feststellen, dass es bei aller Frustration auch »bequeme« Seiten hat, vertraute Rollen zu erfüllen. Sich selbst zu behaupten, sich Durchsetzungsfähigkeit anzueignen, ist für stereotyp weiblich sozialisierte Personen harte Arbeit. Die Gruppenteilnehmerinnen bestärken einander, indem sie sich Schritt für Schritt mehr Selbstwirksamkeit zutrauen. Mit einer veränderten Haltung in eine Konfliktsituation zu gehen, bringt ein anderes Ergebnis hervor. Frau Palme forderte von Mann und Söhnen Beteiligung an der Hausarbeit ein. Erst als sie sich selbst erlaubte, bestimmte Aufgaben konsequent nicht mehr für die anderen zu übernehmen, zeigten sich zögerliche Ansätze von Initiative. Eine gewisse Leichtigkeit und Großzügigkeit im Umgang mit sich selbst ermöglichte immer wieder die parodistische Überzeichnung der familiären Szenen im Rahmen der Gruppe. Die humorvolle Herangehensweise stärkte die Teilnehmerinnen für den oft zähen Weg der kleinen Veränderungsschritte.

Die Parodie verdeutlicht und regt zum Widerspruch an. Mithilfe der karikaturhaften Überzeichnung der beiden Positionen in diesem Machtspiel (unterlegene Frau, dominierender Mann) wird ein Heraustrreten aus der »erlernten Hilflosigkeit« (Seligman) und der depressiven Position möglich und alternative Gestaltungsmöglichkeiten der scheinbar festgefahrenen Situation werden vorstellbar.

Durch die parodistische Überzeichnung werden aber auch die widersprüchlichen Rollenanforderungen an Frauen sichtbar. Die »öffentliche« Seite, das Auftreten im Beruf: perfekt, fehlerlos, durchsetzungsfähig in der Karriere, ihr Eigenes fordernd, *toughe* Siegerin. Die »private« Seite in Beziehung und Familie: fürsorglich, an den Bedürfnissen der anderen orientiert, bescheiden, friedfertig, niemals wütend. Die Parodie von »Weiblichkeit« und »Männlichkeit« stellt eine lustvolle Strategie zum Erweitern der eigenen Handlungsspielräume dar (»Wie würde ich das als Mann/ als Frau machen?« z. B. bei einem Bewerbungsgespräch, bei Gehaltsverhandlungen, etc.). Ihr Wirkungsbereich umfasst das Auftreten im öffentlichen Raum – Wie gehe, stehe, sitze ich? Wie nehme ich Raum ein? Wie verschaffe ich mir Gehör? Welche Botschaften vermittele ich mit meiner Mimik? Signalisiert mein dauerndes Lächeln Sanftmütigkeit? – ebenso wie die Vorbereitung auf Bewerbungsgespräche oder Gehaltsverhandlungen und die Aufteilung der Verantwortlichkeiten in Haus- und Sorgearbeit. Gerade im letztgenannten Bereich liegt ein enormes Veränderungspotenzial durch die Infragestellung von geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und angeblichen Selbstverständlichkeiten.

Die in der Beratung thematisierte Frage »Bin ich normal?« zeigt ein starkes Bedürfnis nach erfolgreichem Funktionieren im vorgefundenen System, die Rollen der Ehefrau, Partnerin, Mutter, Geliebten, versorgenden und berufstätigen Frau gut zu erfüllen, auch um den Preis der Selbstverleugnung eine »vollständige«, »heile« Familie – bestehend aus Vater-Mutter-Kind/ern – zu haben. Wenig konkrete Phantasien gibt es oft zu den Fragen »Was kann ich wollen? Wie könnte es anders sein? Wie stelle ich mir ein anderes Leben als das aktuell Leid verursachende vor?« Die Angst vor mangelnder Anerkennung macht es vielen Frauen so schwer, sich etwas anderes als das Gegebene vorzustellen, unkonventionelle Wünsche zu entwickeln. Eine feministische Haltung in der Therapie kann Frauen dabei unterstützen, wieder wünschen zu lernen. Eine Art Leitmotiv für neue, offene Erzählungen von Frau-Sein, Mann-Sein, Familie-Sein könnte Judith Butlers Frage sein: »Sollten wir uns nicht vor jedem abschließenden oder endgültigen Wissen hüten?« (Butler, 2009, S. 351).

Abschluss und Ausblick

Ich möchte zum Abschluss auch die Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung von Therapeut_innen stellen. Was könnte ein gesellschaftspolitischer Auftrag von Psychotherapie sein? Welche Funktion soll Therapie erfüllen? Soll sie fit fürs Hamsterrad machen, möglichst schnell wieder *job-ready* machen? Oder soll sie nicht viel eher die Perspektive eines guten Lebens eröffnen? Meiner Ansicht nach ist es ganz entscheidend, in Beratung und Therapie eine gesellschaftskritische Haltung zu bewahren – auch gegenüber neuen Normierungen wie derjenigen der beständigen Selbstverbesserung (vgl. Zehetner, 2015).

PsychotherapeutInnen haben die Verantwortung, soziale Strukturen und deren Konsequenz für die psychische Gesundheit von Frauen und Männern zu reflektieren und in Theorie und Praxis ihrer Arbeit mitzudenken (Macke & Hasler, 2012, S. 19).

Feminismen haben einen gesellschaftlichen Veränderungsanspruch, den sie durch die Verknüpfung von individueller und gesellschaftlicher Emanzipation erreichen wollen: Ganz stark formuliert: Nicht nur die Überwindung patriarchaler Verhältnisse, sondern die Beseitigung aller Formen von Diskriminierung. Ziel feministischer Psychotherapie kann darum nicht die bloße Symptombeseitigung und das Funktionieren im bestehenden System sein, sondern die Erweiterung von Lebens- und Handlungsmöglichkeiten. Nicht-geschlechterrollenkonformes Verhalten ist gesundheitsfördernd – für Frauen ebenso wie für Männer (vgl. Schigl, 2012; Zehetner, 2017). Wir alle sind männlich oder weiblich sozialisiert, wir alle haben diese Konstrukte und Bewertungen in unseren Köpfen und bringen sie in die Arbeit mit den Klient_innen mit. Je bewusster wir uns dessen sind, desto weniger werden wir diese geschlechtsspezifischen Bewertungen den Klient_innen überstülpen, desto freier werden wir im gemeinsamen Denken und Wahrnehmen. Gefordert ist darum die Selbstreflexion unserer eigenen normativen Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit als Therapeut_innen und Berater_innen. Dazu ist es not-

wendig, unsere impliziten normativen Vorstellungen davon, was eine Frau oder einen Mann ausmacht, explizit zu machen, zur Sprache zu bringen und damit verhandelbar zu machen. Nicht selten kann dabei das Dazwischen als Mehrwert deutlich werden und die traditionellen ›Schrumpfformen‹ von Weiblichkeit und Männlichkeit können erweitert, lebendiger und vielfältiger gestaltet werden. Aus der Feststellung »Es ist so« wird die Frage »Wie könnte es anders sein?« als befreiendes Potenzial und Perspektive für neue Möglichkeiten eines guten Lebens. Hier ist neben Mut auch Fantasie gefragt, die Einbildungskraft des immer wieder Neu-Beginnens (vgl. Zerilli, 2010).

Mehr Wissen und Bewusstsein darüber, wie wir ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ im Alltag ›produzieren‹, erweitert unsere Handlungsfähigkeit – als Klient_innen ebenso wie als Therapeut_innen. Im Bewusstsein: »Ich stelle ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ her« wird diese Herstellung auch anders, selbstbestimmter als bisher, denkbar.

Eine gesellschafts- und normenkritische Haltung in der Therapie ist daher notwendig, wenn es um mehr und anderes gehen soll als um bloße Symptombeseitigung und reibungsloses Funktionieren im bestehenden System. Therapie soll keine bloße ›Reparaturwerkstätte‹ oder ›Fürsorgestation‹ sein, denn das Ziel feministischer Therapie ist die Erweiterung von Lebens- und Handlungsmöglichkeiten für alle Geschlechter.

► Literatur

- Appel, Margit (2004). Politisierung von Frauen als Strategie gegen Frauenarmut. In Karin Heitzmann & Angelika Schmidt (Hrsg.innen), *Wege aus der Frauenarmut* (S. 191-212). Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Broverman, Inge K., Broverman, Donald M., Clarkson, Frank E., Rosenkrantz, Paul S. & Vogel, Susan R. (1970). Sex Role Stereotypes and Clinical Judgments of Mental Health. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 34, 1-7.
- Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Foucault, Michel (2000). Die Gouvernementalität. Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke, Thomas (Hrsg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen* (S. 41-67). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1993). Technologien des Selbst. In Michel Foucault, Luther H. Martin, Huck Gutman & Patrick H. Hutton (Hrsg.), *Technologien des Selbst* (S. 24-62). Frankfurt am Main: Fischer.
- Grubner, Angelika (2014). *Geschlecht therapieren. Andere Erzählungen im Kontext narrativer systemischer Therapie*. Heidelberg: Carl Auer.
- Klinger, Cornelia (2014). Gender in Troubled Times: Zur Koinzidenz von Feminismus und Neoliberalismus. Anne Fleig, Anne (Hrsg.in), *Die Zukunft von Gender* (S. 126-160). Frankfurt am Main: Campus.
- Macke, Karin & Hasler, Gabriele (2012). *Braucht Psychotherapie geschlechter-differentes Wissen?* In: WLP News 01/2012. Online-Publikation. <http://www.frauenberatenfrauen.at/download/Geschlechterdifferenz.pdf> (Stand: 1.3.2018)
- McRobbie, Angela (2010). *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ricoeur, Paul (2006). *Wege der Anerkennung: Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*. Frankfurt am main: Suhrkamp.
- Schigl, Brigitte (2012). *Psychotherapie und Gender. Konzepte, Forschung, Praxis. Welche Rolle spielt die Geschlechtszugehörigkeit im therapeutischen Prozess?* Wiesbaden: VS Springer.
- Sickendiek, Ursel (2007). Feministische Beratung. In Frank Nestmann, Frank Engel & Ursel Sickendiek (Hrsg.), *Das Handbuch der Beratung Bd.2* (S. 765-779). Tübingen: DGVT-Verlag.
- Streeruwitz, Marlene, als Nelia Fehn (2014). *Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Thürmer-Rohr, Christina (2008). Die Wahrheit über eine zweigeschlechtliche Welt gibt es nicht. In Maria Buchmayr (Hrsg.in), *Alles Gender? Feministische Standortbestimmungen* (S. 50-64). Innsbruck: Studienverlag.
- Thürmer-Rohr, Christina (1986). Die Gewohnheit des falschen Echos. *Schwerpunktheft Neue Heimat Therapie, Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 17, 113-120.
- Wetterer, Angelika (2003). *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. In Axeli Knapp & Ange-

- lika Wetterer (Hrsg.innen), *Achsen der Differenz II* (S. 286-319). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Zehetner, Bettina (2010). Feministische Trennungsberatung. Von der Abhängigkeit über die Ambivalenz zur Autonomie. In *Frauen beraten Frauen*. Institut für frauenspezifische Sozialforschung (Hrsg.in), *Feministische Beratung und Psychotherapie* (S. 99-111). Gießen: Psychosozial Verlag.
- Zehetner, Bettina (2012). *Krankheit und Geschlecht. Feministische Philosophie und psychosoziale Beratung*. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Zehetner, Bettina (2015). Politik statt Pathologisierung. Zur gesellschaftlichen Verantwortung von Psychotherapeut_innen. In Anna Sieben (Hrsg.in), *psychosozial, Schwerpunktheft Psychotherapie und Geschlecht*, 140(2), 11-23.
- Zehetner, Bettina (2017). Berührbarkeit, Verletzlichkeit und Geschlecht. Gewalt in Paarbeziehungen, feministische Philosophie und psychosoziale Beratung. In Brigitte Buchhammer (Hrsg.in), *Neuere Aspekte in der Philosophie II* (S. 213-226). Münster: LIT-Verlag 2017
- Zerilli, Linda (2010). *Feminismus und der Abgrund der Freiheit*. Wien/Berlin: Turia & Kant.